

(Nachdruck verboten)

20)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Ich hab' Dir gesagt, nimm einen richtigen Verteidiger,“ sagte die Korablewa. „Wozu, zur Verbannung?“ fragte sie.

Die Maslowa wollte antworten und konnte es nicht, sondern holte schluchzend aus der Semmel die Schachtel mit Cigaretten hervor, auf der eine rotwangige Dame mit sehr hoher Haartracht und entblößtem, dreieckigem Busen abgebildet war, und reichte sie der Korablewa. Die Korablewa schaute das Bild an und schüttelte mißbilligend den Kopf, hauptsächlich deswegen, weil die Maslowa so schlecht mit dem Geld umging. Dann nahm sie eine Cigarette heraus, rauchte sie über der Lampe an, that selbst einen Zug und steckte sie dann der Maslowa in den Mund. Die Maslowa begann gierig, ohne mit Weinen aufzuhören, einmal nach dem andern den Tabakrauch in sich einzuziehen und wieder auszustößen.

„Zwangsarbeit,“ sagte sie schluchzend.

„Sie scheuen Gott nicht, die Freischüler, Blutsauger verfluchte!“ sagte die Korablewa. „Haben das Mädchen um nichts verurteilt.“

In diesem Augenblick ertönte eine Lachsalve inmitten der am Fenster stehengebliebenen Weiber. Das kleine Mädchen lachte auch und ihr dünnes Kinderlachen sog mit dem heiseren, winselnden Gelächter der Erwachsenen zusammen. Ein Sträfling auf dem Hof hatte etwas gethan, was auf die zum Fenster Hinausschauenden derartig wirkte.

„Ach, der Schuft! Was er da macht!“ sagte die Fuchsröte, drückte mit dem ganzen fetten Körper schaukelnd ihr Gesicht gegen das Gitter und schrie sinnlos unaufrichtige Worte hinaus.

„O, dieses Votzfell! Was sie da wieder schnattert!“ sagte die Korablewa, schüttelte vor der Fuchsröte den Kopf und wandte sich wieder zur Maslowa. „Viele Jahre?“

„Dier,“ sagte die Maslowa, und die Thränen flossen ihr so reichlich aus den Augen, daß eine auf die Cigarette fiel. Die Maslowa knüllte sie ärgerlich zusammen, warf sie fort und nahm eine andre.

Die Bahnhüterin hob, obgleich sie nicht rauchte, sofort das Ende auf und begann es wieder zurecht zu streichen. Dabei redete sie unaufrichtig.

„Ist wirklich wahr, Schwälbchen,“ sagte sie, „die Wahrheit hat der Eber gefressen. Sie thun, was sie wollen. Und wir hatten so gedacht, sie würden Dich freisprechen. Matwejewna sagt: sie sprechen sie frei, aber ich sage es nicht, ich sage, Schwälbchen, mein Herz süßt, sie verhängen sie, und so ist es auch gekommen,“ sagte sie, augenscheinlich mit besonderem Vergnügen den Klang ihrer Stimme hörend.

Um diese Zeit waren schon alle Sträflinge über den Hof gegangen, und die Weiber, welche sich mit ihnen unterhalten hatten, traten vom Fenster fort und kamen ebenfalls zur Maslowa. Als erste kam die glockengiebig Brauntweinverkäuferin mit ihrem Mädchen.

„Na, warum denn so streng?“ fragte sie, setzte sich zu Maslowa und strickte schnell an ihrem Strumpf weiter.

„Deshalb so streng, weil kein Geld da ist. Wäre Geld da, hätte sie einen guten Verteidiger gemietet und wäre sicher freigesprochen,“ sagte die Korablewa. „Dieser — wer ist es doch noch — der rauhhäarige Mißfiskaler, der, meine Verehrteste, zieht Dich trocken aus dem Wasser heraus. Wenn man den genommen hätte!“

„Schön: genommen hätte!“ sagte mit entblößten Zähnen das „Tausendschön“, welches sich zu ihnen gekehrt hatte, „der wird Dir unter tausend etwas husten.“

„Da sieht man wieder seinen Glücksstern,“ trat die Alte herzu, die wegen Brandstiftung saß. „Treibt zum Spaß dem Jungen die Frau ab, und so wird der ins Gefängnis gesperrt, und ich komme auf meine alten Tage hierher,“ begann sie zum hundertstenmal ihre Geschichte zu erzählen. „Vom Gefängnis kommst Du an den Bettelstab, da nützt Dir nichts. Und hast Du nichts, kommst Du ins Gefängnis.“

„Das geht bei denen immer so,“ sagte die Brauntweinverkäuferin, schaute dem kleinen Mädchen auf den Kopf, legte den Strumpf neben sich, zog das Mädchen zwischen ihre Beine und begann mit geschwinden Fingern ihren Kopf abzuschneiden. „Warm handelst Du mit Schnaps! Ja, womit willst Du Deine Kinder ernähren?“ sagte sie und setzte ihre Beschäftigung fort.

Diese Worte der Brauntweinverkäuferin erinnerten die Maslowa an Brauntwein.

„Ich möchte Brauntwein,“ sagte sie zur Korablewa, wischte sich mit dem Hemdärmel die Thränen ab und schluchzte nur noch selten.

„Hast Du Geld? Sieh her,“ sagte die Korablewa.

Zweihunddreißigstes Kapitel.

Die Maslowa holte aus der Semmel das Geld hervor und gab der Korablewa den Coupon. Die Korablewa nahm den Coupon, beschaute ihn, und obgleich sie nicht lesen konnte, glaubte sie doch dem allwissenden Tausendschön, daß dieser Zettel zwei Rubel fünfzig Kopeken wert sei, und kletterte zum Wärmeloch am Ofen nach der dort versteckten Flasche mit Schnaps. Als die Weiber das sahen, die nicht ihre Pritschennachbarinnen waren, gingen sie an ihren Platz. Die Maslowa schüttelte inzwischen den Staub aus dem Kopfschuh und Kleid, kletterte auf die Pritsche und begann die Semmel zu essen.

„Ich habe Dir Thee aufbewahrt. Er ist freilich abgekühlt,“ sagte Fedosja zu ihr. Gleichzeitig holte sie vom Wandbrett eine mit Fußlappen unbedeckte zimmerne Theekanne und einen Becher.

Das Getränk war ganz kalt und schmeckte mehr nach Zinn als nach Thee, aber die Maslowa schenkte den Becher voll und begann zu der Semmel zu trinken.

„Zinnschla, da!“ rief sie, brach ein Stück von der Semmel ab und gab es dem kleinen Jungen, der ihr auf den Mund sah.

Die Korablewa reichte inzwischen die Flasche mit Brauntwein und einen Becher hin. Die Maslowa bot der Korablewa und dem Tausendschön zu trinken an. Diese drei Gefangenen bildeten die Zellenaristokratie, weil sie Geld hatten und alles teilten, was sie besaßen.

Nach kurzer Zeit lebte die Maslowa auf und erzählte gewandt vom Gericht, wobei sie den Staatsanwalt nachsah und berichtete, was ihr am meisten vor Gericht aufgefallen wäre. Es war ihr besonders aufgefallen, daß die Mannsleute, so viel sie acht darauf gegeben, ihr überall, wo sie auch gewesen, nachgelaufen waren. Im Gerichtssaal hätten alle sie angesehen, erzählte sie, und wären sogar in dieser Absicht extra ins Arrestantenzimmer gekommen.

„Der Transportsoldat sagte auch: Sie kommen immer, um Dich anzugucken. Kommt einer: wo ist hier dieses oder jenes Papier, oder sonst etwas; aber ich sehe, daß er gar kein Papier nötig hat und mich mit den Augen verschlingt,“ sagte sie lächelnd und schüttelte wie vor Raslosigkeit den Kopf. „Sind das Brüder!“

„Ja, das ist schon so,“ fiel die Wärterin ein, und alsbald floß ihre singende Rede dahin. „Die sind wie Fliegen nach dem Zucker. Was andres treiben sie nicht, aber dafür sind sie zu haben. Mit Brot ist's bei denen nicht gethan...“

„Und so war es auch hier,“ unterbrach die Maslowa sie. „So habe ich es auch hier getroffen. Eben als sie mich brachten, kommt eine Abteilung vom Bahnhof. Die fielen so über mich her, daß ich nicht wußte, wie von ihnen loskommen. Gott sei Dank, hat der Gehilfe sie vertrieben. Einer setzte mir so zu, daß ich ihn mit Gewalt zurückstoßen mußte.“

„Wer von ihnen war es?“ fragte Tausendschön.

„Ein Schwarzer mit einem Schnurrbart.“

„Versteht sich, er.“

„Wer?“

„Na, der Schtscheglow, der eben vorüberging.“

„Was für ein Schtscheglow?“

„Sie weiß nichts von Schtscheglow. Schtscheglow ist zweimal von der Zwangsarbeit entkommen. Jetzt haben sie ihn gefaßt, aber er wird wieder weglaufen. Den fürchten sogar die Aufseher,“ sagte Tausendschön, die den Gefangenen Zettel zusteckte und alles wußte, was im Gefängnis geschah. „Er entkommt sicher.“

„Er entkommt, aber nimmt uns nicht mit,“ sagte die Korablewa. „Und Du sag' lieber,“ wandte sie sich an die Maslowa: „Was hat Dich der Abokat von ein Guadengesuch gesagt; das mußt Du jetzt einreichen.“

Die Maslowa sagte, davon wußte sie nichts. In diesem Augenblick trat das fuchsröte Frauenzimmer, das beide mit Sommerprossen bedeckten Hände in sein dichtes rotes Haar versenkt hatte und mit den Nägeln den Kopf kraute, an die Schnaps trinkenden Aristokratinnen heran.

„Ich will Dir alles sagen, Katerina,“ begann sie. „Erstlich, zu Anfang, mußt Du schreiben, Du bist mit dem Gerichtshof nicht zufrieden, und dann beim Staatsanwalt anzeigen.“

„Was willst Du eigentlich?“ wandte die Korablewa sich mit böser Vastimme an sie. „Hast den Schnaps gerochen, brauchst gar nicht zu reden. Wissen ohne Dich, was wir zu thun haben. Brauchen Dich nicht.“

„Ich spreche nicht mit Dir, was mischst Du Dich hinein!“

„Möchtest Schnaps haben? Da schleichst Du heran.“

„Nun, gib ihr schon,“ sagte die Maslowa, die immer mit allen teilte, was sie besaß.

„Ich werde ihr so eins langen! . . .“

„Ei, das wollen wir doch sehen,“ meinte die Fuchsröte und bewegte sich auf die Korablewa zu. „Ich bin nicht bange vor Dir.“

„Alter Gefängnisbefehl!“

„Bist Du ja selbst!“

„Du fauler Schlingdarm!“

„Sch ein Schlingdarm? Zuchthäuslerin! Seelenmörderin!“

„Sag' mir, was Du sagst,“ sagte finster die Korablewa.

Aber die Rote kam nur noch näher heran, und die Korablewa stieß sie gegen die fette, offene Brust. Die Rote hatte gleichsam nur darauf gewartet und krallte plötzlich mit einer schnellen Bewegung eine Hand in Korablewas Haar, während sie sie mit der andren ins Gesicht schlagen wollte. Aber die Korablewa ergriff diese Hand und hielt sie fest. Die Maslowa und Taufendtschön faßten den Arm der Roten an und bemühten sich, sie fortzureißen, aber die in das Haar gefallene Hand der Roten öffnete sich nicht. Sie ließ das Haar für einen Augenblick los, aber nur, um es sich um die Faust zu wickeln. Die Korablewa aber, mit gesenktem Kopf, hieb mit einer Hand auf dem Körper der Roten herum und schnappte mit den Zähnen nach ihrer Hand. Die Weiber drängten sich um die Walgenden, trennten sie voneinander und schrien. Sogar die Schwindlichtige trat zu ihnen und schaute hustend auf die ineinander verkrallten Weiber. Die Kinder drückten sich gegeneinander und weinten. Auf den Lärm kam die Aufseherin mit dem Aufseher. Die Zanfenden wurden getrennt, und die Korablewa ließ ihren grauen Zopf fliegen und nahm aus ihm die herausgerissenen Haarbüschel fort, während die Fuchsröte ihr vollständig zerrissenes Hemd gegen die gelbe Brust drückte. Dabei schrien beide, erklärten den Vorfall und führten Klage.

„Ich weiß schon, an allem ist der Braumwein schuld; morgen sage ich's dem Inspektor, der wird's Euch schon einbläuen. Ich merke ja, wie der Schnaps riecht,“ sagte die Aufseherin. „Paßt auf und schafft alles fort, sonst geht's Euch schlecht. Ich habe keine Zeit, Euch zu durchsuchen. An die Plätze und stillgeschwiegen.“

Aber es trat noch lange kein Schweigen ein. Noch lange schalten sich die Weiber, erzählten sich gegenseitig, wer angefangen und wer die Schuld hätte. Endlich gingen der Aufseher und die Aufseherin hinaus, und die Weiber begannen stillzuschweigen und sich hinzulegen. Die Alte trat an das Heiligenbild und fing an zu beten.

„Sind zwei Zuchthäuslerinnen zusammengekommen!“ begann plötzlich wieder mit heiserer Stimme die Fuchsröte am andern Ende der Pritschen und begleitete die Worte mit geradezu raffinierten Schimpfereien.

„Hast Du noch nicht genug?“ erwiderte die Korablewa alsbald und fügte ebensolche Schimpfworte hinzu. Und beide verstimmt.

„Hätten sie mich nur nicht gestört, ich hätte Dir sicher die Glockaugen ausgerissen“, begann wieder die Rote, und wieder ließ eine ähnliche Antwort der Korablewa nicht auf sich warten.

Wieder eine längere Frist des Schweigens und wieder Schimpfereien. Die Zwischenräume wurden immer länger, und endlich wurde alles vollkommen still.

Alle lagen sie da; einige schnarchten, nur die Alte, die

stets lange betete, machte immer noch ihre Verbeugungen vor dem Heiligenbild, und die Küsterstochter hatte sofort, nachdem die Aufseherin hinausgegangen war, wieder ihren Spaziergang in der Zelle vor- und rückwärts aufgenommen.

Die Maslowa schlief nicht und dachte daran, daß sie eine Zuchthäuslerin sei und man sie schon zweimal so genannt hatte: die Votkschlowa und die Fuchsröte, und konnte sich an den Gedanken nicht gewöhnen. Die Korablewa, die mit dem Rücken nach ihr hin lag, wandte sich um.

„Das hätte ich nie und nimmer gedacht,“ sagte die Maslowa leise. „Andre, was die auch thun — geschieht ihnen nichts, und ich muß für nichts leiden.“

„Gräm Dich nicht, Mädchen. Auch in Sibirien leben Menschen. Du gehst auch da nicht verloren,“ tröstete die Korablewa sie.

„Ich weiß, daß ich nicht verloren gehe, aber es kränkt mich trotzdem. Ich hätte solches Los nicht nötig, wo ich an ein so schönes Leben gewöhnt war.“

„Gegen Gott gehst Du nicht an,“ sagt die Korablewa mit einem Seufzer, „gegen ihn gehst Du nicht an.“

„Ich weiß, Liebe, aber es ist doch schwer.“

Sie schwiegen eine Zeitlang.

„Hörst Du? Sie zerfließt in Thränen,“ sagte die Korablewa und lenkte Maslowas Aufmerksamkeit auf seltsame Töne, die von der andern Seite der Pritschen erschallten.

Diese Töne waren verhaltenes Schluchzen des fuchsröten Weibes. Die Fuchsröte weinte deshalb, weil man sie vorhin gescholten, geschlagen und ihr keinen Braumwein gegeben hatte, nachdem sie sich so sehnzte. Sie weinte auch deswegen, weil sie in ihrem ganzen Leben nichts erfahren hatte als Schimpfworte, Spott, Kränkungen und Schläge. Sie wollte sich trösten mit der Erinnerung an ihre erste Liebe zu einem Fabrikarbeiter Fedta Molodjonow, aber als sie an diese Liebe dachte, fiel ihr auch ein, wie die Liebe geendet hatte. Diese Liebe hatte damit geendet, daß jener Molodjonow in trunkenem Zustand sie zum Scherz mit Vitriol eingerieben hatte und dann mit seinen Freunden laut lachte, als er sah, wie sie sich vor Schmerz laut krümmte. Das fiel ihr ein und ihr ward weh, und im Starben, daß niemand sie hörte, begann sie zu weinen und weinte wie Kinder — stöhnend, durch die Nase schnaubend und die salzigen Thränen schluckend.

„Sie thut mir leid,“ sagte die Maslowa.

„Natürlich, aber sie braucht ja nicht so zudringlich zu sein.“

Dreißigstes Kapitel.

Das erste Gefühl, welches Nachsadow andern Tags beim Erwachen empfand, war das Bewußtsein, daß mit ihm irgend etwas vorgegangen sei; bevor er aber noch darauf kam, was eigentlich mit ihm vorgegangen war, wußte er schon, daß es etwas Wichtiges und Gutes sei. „Katuscha, die Gerichtsverhandlung.“ Ja, man mußte aufhören zu lügen und die volle Wahrheit sagen. Und welch wunderbares Zusammentreffen: gerade an diesem Morgen kam der längst erwartete Brief von Maria Wassiljewna, der Frau des Welsmarfchalls, derselbe Brief, den er jetzt ganz besonders nötig hatte. Sie gab ihm volle Freiheit; wünschte ihm Glück zu seiner bevorstehenden Verheiratung.

„Verheiratung!“ sagte er ironisch. „Wie weit hin ich jetzt davon entfernt!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Blütenleben.

Endlich, so lange es auch gewährt hat, schmückt sich wieder Feld und Flur, Garten und Wald mit dem bunten Blütenkranz, dessen Anblick uns, so oft wir ihn auch schon geschaut haben, immer von neuem mit belebender Freude erfüllt. Weiß, gelb, rot, blau, violett verbinden sich die Glocken, Kelche, Rosetten, Dolben zu einem Muster, das, so wahllos seine Anordnung erscheint, von keines Künstlers Hand sinniger, anmutiger und entzückender geschaffen werden könnte.

Sie alle, die Blüten an Kräutern, Strauch und Baum, sind Sonnenkinder, die erst des warmen Rufes der wunderthätigen Sonne bedürfen, um zum Leben zu erwachen. Je nachdem diese ihre goldenen Strahlen spärlicher oder reichlicher herabsendet, entfaltet sich auch in den verschiedenen Jahren der Blütenpracht später oder früher. Aber diese Schwankungen bewegen sich doch nur in engeren Grenzen. Vergleicht man nämlich über eine Reihe von Jahren hinaus die Zeitabschnitte, an denen bei den einzelnen Pflanzen-

arten das erste Aufblühen eintritt, so ergeben sich die sich gleichbleibenden Mitteltermine, auf Grund deren man einen Pflanzentalender zusammenstellen kann, der die Gesetzmäßigkeit in dem Erscheinen der Blüten erkennen läßt. Einen derartigen Pflanzentalender hat beispielsweise für Breslau Ferdinand Cohn aufgestellt. Für Breslau beginnt der Vorfrühling mit dem Brechen der Knospen der Stachelbeere am 22. März. Am 6. April haben sich die Stachelbeeren aus der Knospenhülle völlig befreit und ihrem Laub folgt das des Geißblatts, der Spiräen, des Hollunders, der Traubenkirsche, des Flieders, der Eberesche und der Krokusastanie. Aber auch Blüten finden sich bereits im Gehölz. Am 5. April beginnt die Kornellkirsche ihre goldgelben Dolden aufzubrechen. Ebenso öffnen die meisten Waldbäume ihre unscheinbaren Blütenläggen, wie die Erlen, die Pappeln, die Weiden, die Birken und die Kistern. Der eigentliche Frühling, die Zeit der Baumbüthe, wird eingeleitet durch die Blumen der Kaiserkrone, die sich am 21. April öffnen. Gleichzeitig blüht der Spigaborn. Dann folgen in immer steigender Fülle alle die edlen Verwandten aus der Klasse der Rosenblütigen, von der Aprifose, die den Reigen eröffnet, bis zum Apfelbaum und Hagedorn, die ihn beschließen. Am 28. April tritt die in Wäldern und Anlagen viel verbreitete Ahl- oder Traubenkirsche in Blüte. Um dieselbe Zeit blühen auch die Rapsfelder, unsere Gärten schmücken sich mit Goldlack, Tulpen, Hyacinthen und Narzissen und in den Wäldern entfaltet sich ebenfalls ein freundlicher Blumenflor. Die Wiesen dagegen beginnen das Grün ihres Rasens mit dem Weiß, Gelb und Rot der Blumen erst zu durchwirken, wenn der Flieder und die Krokusastanie in Blüte treten, wie es in Breslau am 12. Mai stattfindet. Jetzt, in der Zeit des Hochfrühlings, ist das junge Laub ausgewachsen, und die Baumkronen schließen sich mehr und mehr. Neben zahlreichen duftigen und farbenreichen Blüten im Geden und Wäldchen erscheint die Blüte der Verberge am 20. Mai und die des Goldregens am 21. Mai.

Mit der Blüte der Robinia oder der sogenannten Akazie am 30. Mai und des schwarzbeerigen Hollunders am 1. Juni beginnt ein neuer Abschnitt des Jahres, der Vorommer. Gleichzeitig treten die Roggenfelder in Blüte und die schwanförmigen Rippen der Wiesengräser verstreuen den besuchenden Blütenstaub. Die Zeit der Rosen, der Reben- und der Lindenblüte bezeichnet den Gipfelpunkt des Jahres. Als Tag der Centifolienblüte ist für Breslau der 8. Juni, für die großblättrige Linde der 23. Juni ermittelt. Die Blüte der Rebe fällt zwischen Rose und Linde, bald nach dem Verblühen des Roggens. Mit der Blüte der weißen Lilie, in Breslau am 28. Juni, beginnt die Wende des Jahres, der Anfang des eigentlichen Sommers, von wo an die Fülle des Blütensehnsüchtes sich ebenso nach abwärts neigt wie der Lauf der Sonne.

Natürlich gilt der mitgeteilte Pflanzentalender nur für Breslau. Für Orte von einer andern geographischen Lage erfolgt das erste Aufblühen der einzelnen Pflanzen zu andern Zeiten, aber stets ergeben die Beobachtungen bestimmte Mitteltermine, die dann ebenso die Gesetzmäßigkeit in dem Erscheinen der ersten Blüten darthun.

Wie der Blütenflor in seinem Auftreten gewisse Zeiten einhält, so beginnt auch die einzelne Blüte ihre Lebensdauer, die in der Herbeiführung der Befruchtung und Samenbildung durch die Eröffnung des Blütenleids besteht, zu bestimmten Stunden. Es giebt Blütenknospen, welche sich schon am frühesten Morgen öffnen und welche der erste Strahl der aufgehenden Sonne bereits vollständig entfaltet antrifft. So öffnet die in unseren Gärten häufig als Schlingpflanze gezogene Purpurwinde schon um 4 Uhr ihre Blütenknospen. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens öffnen sich die wilden Rosen. Dann folgen zwischen 5 und 6 Uhr die meisten Arten des Leins. Zwischen 6 und 7 Uhr öffnen sich die Blütenknospen des Weidenröschens, zwischen 7 und 8 Uhr diejenigen der Aderwinde. Zwischen 8 und 9 Uhr öffnen viele Centianen und Ehrenpreisarten, zahlreiche Samenleerarten sowie das dunkelblättrige Fingerkraut ihre Blütenknospen. Zwischen 9 und 10 Uhr gehen die Blütenknospen der Tulpen und Opuntien auf, zwischen 10 und 11 Uhr jene des kleinen Taufenguldenkrauts und zwischen 11 und 12 Uhr diejenigen des ausrechten Fingerkrauts. Jetzt folgt bis zum Abend eine lange Pause. In unseren Breiten öffnet keine Pflanze am Nachmittag ihre Blütenknospen. Solwie sich aber die Sonne dem westlichen Horizont nähert, beginnt das hübsche Spiel von neuem. Um 6 Uhr abends oder kurz zuvor springen die Blütenknospen des Geißblatts auf, bald darauf öffnen sich diejenigen der Nachtkerze und der Lichtnelken, zwischen 7 und 8 Uhr brechen die Knospen der Nachtblumen, Nachtblumen, verschiedener Leimkrautarten und des Stechapfels auf, zwischen 8 und 9 Uhr folgen dann abermals einige Leimkrautarten und den Beschluß macht endlich zwischen 9 und 10 Uhr die Königin der Nacht.

Sehr verschieden ist die Lebensdauer der einzelnen Blüten. Es giebt zahlreiche Blüten, die sich nur an einem einzigen Tag öffnen und zwar nur für einige wenige Stunden. So bleiben die Blüten des Fenchel nur drei Stunden offen, der Calandrie vier, des Prätulals, des Sonnenans und des Sandkrauts fünf, des Samenlees sechs, der Wunderblume sieben, der Allionie und des Reiherschnabels acht, der Schwertlilie neun und des Windlings zehn. Eine längere Lebensdauer ist schon den Blüten beschieden, die des Nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr aufbrechen, die ganze Nacht und auch den nächsten Vormittag hindurch offen bleiben und sich erst zur Mittagszeit oder gegen Abend für immer schließen. Zu ihnen gehören mehrere Arten des Stechapfels und der Nachtkerze, die Morina und die Nachtblume. Eine andre Gruppe von Pflanzen zeichnet sich

dadurch aus, daß ihre Blüten im Lauf des Vormittags zum erstenmal aufgehen, sich darauf, sobald die Dämmerung naht, schließen, sich am nächsten Morgen abermals öffnen, aber dann zwischen 2 und 5 Uhr nachmittags weß werden und abfallen. So verhalten sich besonders die Blüten der mochnartigen Gewächse und des Leins, die Himbeere und verschiedene Fingerkräuter.

Doch auch an verhältnismäßig langlebigen Blüten fehlt es nicht. Ein Zeitraum von zwei Tagen liegt zwischen dem Beginn und dem Ende des Blühens der einzelnen Blüte unter andrem bei dem Wiesen-Storchschnabel, dem Fünffingerkraut, der wilden Rose, dem Aderseuf und dem Ehrenpreis; drei Tage dauert die Blühzeit bei dem Odermeißel, dem Labkraut und dem Sonnenröschen, vier Tage bei der Lichtnelke und der Scilla; fünf Tage bei dem Taufenguldenkraut, sechs Tage bei dem Fingerhut, dem Türkenbund und der weißen Lilie, sieben Tage bei den Hahnenfußgewächsen und den Pelargonien, acht Tage bei dem Winterling, dem Leberblümchen und dem Steinbrech, zwölf Tage beim Crocus und achtzehn Tage bei der Moosbeere. Einige tropische Orchideen bringen es sogar bis auf 30, 40, 50 und 60 Tage, ja eine Frauenschuhart bis auf 70 Tage und die Odontoglossumorchidee bis auf 80 Tage.

Theo Seelmann.

Kleines Feuilleton.

g. Eine Dame. „Na Frau Barovskh, endlich, mich so in Stuch zu lassen, wenn Sie wüßten, was ich für Aerger gehabt habe Thretwegen!“

„Ja ich konnte aber gestern wirklich nicht,“ die junge, elegant gekleidete Frau trat vollends herein und ließ die Thür hinter sich in das Schloß fallen.

„Es ging doch beim besten Willen nicht — Lieschen hatte Geburtstag, da mußte ich den Kindern Chokolade kochen und nachher mit ihnen spielen und . . .“

„Und ich kriege meine Kommission nicht zusammen und kann nicht abliefern — ich hätte bald die ganze Arbeit verloren, Thretwegen. Na sehen Sie sich einen Augenblick, ich will erst noch hier das Blatt fertig stücken, sonst komme ich aus der Richtung.“ Das alte Fräulein beugte sich von neuem über den Strickrahmen. Die junge Frau rückte sich einen Stuhl vom Tisch ab, warf die Musterzeichnungen, die darauf lagen, auf das Sopha und ließ sich schwer auf den Polsterstuhl fallen: „Die Treppen zu Ihnen herauf sind fürchterlich, Fräulein Berner! Ist denn auch wieder Arbeit da?“

„Arbeit ist schon genug da, ich riskire es nur bloß nicht, Ihnen welche mitzugeben, es ist alles sehr eilig und Sie halten niemals Wort.“

„Diesmal aber bestimmt.“

„Ja, ja, ja — diesmal aber bestimmt — das sagen Sie jedesmal, und nachher hat Lieschen Geburtstag oder es kommt Besuch — oder . . .“

„Na, ich kann doch den Besuch nicht sigen lassen und sagen, daß ich Arbeit habe.“ — die Stimme der jungen Frau nahm einen etwas herausfordernden Ton an, — „meine Bekannten würden einen schönen Begriff von mir kriegen! Nein aber, Fräulein Berner, wirklich, glauben Sie mir nur noch einmal — ich möchte mir so gern ein paar Groschen verdienen zum Frühjahrsput, ich halte mich jetzt ran.“

„Na einmal noch, aber dann gewiß nicht wieder, wenn Sie mich von neuem in Verlegenheit setzen. So, und nun zeigen Sie mal die Sachen her.“ Das alte Fräulein stand auf. „Mein Gott, das Stuhlissen haben Sie ja noch nicht einmal mitgebracht?“

„Gewiß, Fräulein, hier ist es ja.“ Die andre hielt ihr die Stiderei entgegen. „Da im Paket? Aber Sie sollten es doch nicht ausspannen, Sie sollten es doch im Rahmen liefern, ich muß es doch erst leimen.“ Die junge Frau schwieg, ein verhaltenes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Hatten Sie denn das aber ganz und gar vergessen, Frau Barovskh? Ich habe es Ihnen doch so eingeschäft. — Jetzt muß die Platte von neuem eingespant werden; was denken Sie denn, was mir das für Zeit kostet? Und wenn ich noch einen Rahmen frei hätte — dann könnten Sie es doch machen — aber es ist in allen etwas eingespant.“

„O, ich hätte jetzt auch gar keine Zeit,“ die junge Frau warf den Kopf zurück, „meine Freundin wartet unten auf mich.“

„Ja natürlich, Sie haben keine Zeit, aber ich muß sie mir von meiner abstehlen — na nun lassen Sie schon gut sein, ich werde es machen, und hier haben Sie die neue Arbeit, wieder ein Stuhlissen, sehen Sie, die Blumen werden diesmal in Rosa gearbeitet und um die Blätter kommt Japangold. Sie müssen mir die Sache aber im Rahmen bringen, ich kann sie anders nicht gebrauchen.“

„Kann ich sie denn nicht selber leimen und dann ausspannen?“

„Nein, nein, das lassen Sie nur, das verstehen Sie nicht, das muß sehr subtil gemacht werden, sonst giebt es Fleck.“

Die junge Frau verzog das Gesicht und rückte auf dem Stuhl hin und her: „Und Sachen, die ich ausspannen kann, haben Sie wohl nicht?“

„Nein, die sind vorläufig alle, na überhaupt, was . . . ich verstehe Sie nicht, warum wollen Sie denn die Sachen absolut ausspannen?“

„Na, mit den ollen Stidrahmen soll ich über die Straße gehen?“

„Nun, der ist doch nicht schwer! Sie haben es doch auch gar nicht weit.“

„Na, wenn mich nun aber einer sieht. Das ist doch unangenehm . . .“

„Unangenehm? . . .“ Das alte Fräulein sah sie über die Schulter weg mit einem erstaunten Blick an.

„Na und ich gehe nicht mit dem Städtrahmen.“

Die junge Frau trat mit dem Fuß auf wie ein Kind. „Rein, ich gehe nicht damit, entschieden nicht. Ich bin doch keine gewöhnliche Arbeiterin — ich bin doch eine Dame — schlinnig genug, daß ich stücken muß, daß man so einen Mann hat, der nicht genug verdient, aber degradieren laß ich mich drum schon lange nicht, nein, schon lange nicht.“

„Nun, das brauchen Sie ja auch nicht,“ das alte Fräulein sagte es sehr ruhig, um ihren Mund zuckte es wie leiser Spott: „dann lassen Sie doch die Arbeit einfach liegen, dann gebe ich sie einer andren Stickerin mit.“

„Ich möchte sie doch aber gern machen — mein Mann giebt mir doch nichts, der mit seinen elenden zweihundert Mark im Monat, der kauft mir keinen so eleganten Gut, wie ich ihn brauche und . . .“

„Ja na, wie Sie wollen, Frau Barowsky,“ das alte Fräulein trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. „Da ist die Arbeit — aber wenn Sie sie mir ausgepaant bringen, kann ich sie nicht gebrauchen, das sage ich Ihnen gleich.“

„Aber das ist einfach absehulich von Ihnen, Fräulein Werner —, jawohl, absehulich.“

Die junge Frau sprang auf und ihre Augen funkelten, als sie nach dem Stuhlstiffen griff. — —

— Die Nachfröste des Frühjahrs, die großen Mörder der jungen Pflanzenwelt, stehen uns wieder bevor. Schon manchem Gärtner und mancher Blumenfreundin haben sie schwere Enttäuschungen bereitet; doppelt willkommen dürfte da ein Mittel sein, durch das man den Eintritt der Nachfröste vorher bestimmen und seine Lieblinge vor ihnen schützen kann. Wie der Direktor des Botanischen Gartens in Dresden, Prof. Drude, in langjährigen Beobachtungen festgestellt hat, kann sich der Gärtner schon am Mittag über die Temperaturverhältnisse der Nacht orientieren. Es bedarf dazu eines feuchten Thermometers, d. h. eines Thermometers, dessen Quecksilbertiegel mit feuchter Gaze umwunden ist. Zieht man von der Höhe, die dasselbe um Mittag zeigt, 4 1/2 Grad C. ab, so erhält man die Temperatur der kommenden Nacht bis auf 1/2 Grad C. annähernd. Zeigt das feuchte Thermometer um Mittag beispielsweise 5 Grad C., so kann man für die Nacht 1/2 Grad C. erwarten, die Temperatur, wo sich auf den Blättern bereits Raufreif zu bilden beginnt; es gilt also, leicht erfrierende Pflanzenlinder durch Decken, Sträucher, Bestreuen mit Torfmoß etc. zu schützen und die leicht transportierbaren wieder in das wärmende Treibhaus oder Zimmer zurückzubringen. Die Methode Drude's ist von dem Genfer Gelehrten Kammermann entdeckt worden und hat sich bisher bei allen Beobachtungen als durchaus vertrauenswürdig erwiesen. —

Gesundheitspflege.

og. Ueber die sogenannte Tabaksblindheit und ihre Ursachen äußerte sich kürzlich der berühmte Augenarzt an der Universität Straßburg, Professor Laqueur, wie folgt: Die Tabaksblindheit kommt glücklicherweise nicht allzu häufig vor, meist nur bei leidenschaftlichen Rauchern, die trotz chronischer Verdauungsstörungen zu viel Cigaretten täglich verbrauchen. Wer an Appetitmangel, an chronischem Magenatarrh leidet, muß im Tabakgenuß doppelt vorsichtig sein. Die Tabaksblindheit fehlt im allgemeinen bei Personen, die durchschnittlich weniger als 25 Gramm Tabak pro Tag zu konsumieren pflegen; Störungen der Herzthätigkeit können sich bei empfindlichen Personen allerdings auch schon bei geringeren Verbrauchsmengen einstellen. 25 Gramm Tabak entsprechen ungefähr einer Anzahl von fünf Cigaretten mittlerer Größe, und dieses Quantum pro Tag sollte auch von passionierten Rauchern niemals überschritten werden. Bei leeren Magen zu rauchen, wie es vielfach geschieht, ist immer schädlich; am besten wird das Rauchen unmittelbar nach den Mahlzeiten vertragen. Will man zwischen zwei Mahlzeiten noch eine Cigarette rauchen, so sollte man vorher ein wenig Nahrung zu sich nehmen, und wäre es auch nur ein Stückchen Brot oder Zwieback. Zu verwerfen ist die Gewohnheit, die Cigarette fortwährend im Munde zu halten und sie bis aufs äußerste Ende anzurauchen. Manche Personen huldigen der Unsitte, die Cigarette zwischen den Zähnen zu kauen: dadurch wird der hintere Teil der Cigarette durchfeuchtet und die schädlichen Stoffe des Tabaks zum Teil gelöst. Wird nun der Speichel, wie es vielfach geschieht, verschluckt, so müssen unbedingt kleine Mengen Nikotin vom Magen aufgenommen werden, und es entsteht auf diese Weise eine neue Quelle der Vergiftung. Aus dem gleichen Grunde ist es vorteilhaft, das letzte Stück der Cigarette fortzuwerfen, ehe es so durchfeuchtet ist, daß es nicht mehr glimmt; dem auch dieses läßt gelöste Giftsubstanzen in die Mundhöhle übergehen. Die Reizung der Zunge, der Lippen- und Mundhöhlen-Schleimhaut ist wahrcheinlich auch auf die Wirkung dieser in Folge von Durchfeuchtung gelösten Substanzen zurückzuführen. Der regelmäßige Gebrauch einer Cigarette n p i e wird viele dieser Schädigungen beseitigen oder verhüten. Leider machen sich nur die

wenigsten Raucher diesen Schutz zu nutzen, weil die Spitze dem Feinschnemmer einen Teil des Gemüthes raubt. Die ersten Vergiftungserscheinungen machen sich gewöhnlich bei der Herzthätigkeit bemerkbar; anfangs in mehrtägigen, später in immer kürzeren Zwischenräumen tritt ein plötzliches Wellenungsgefühl und Herzklopfen ein. Es ist die erste Warnung für den Raucher. Wer sie außer acht läßt und den Tabakgenuß nicht einschränkt, wird bald von ernstlichen Störungen heimgesucht werden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber den Anbau der Akazie schreibt A. Maurizio in der „Nutter Erde“: Die im Jahre 1638 von Robin aus Virginien eingeführte Akazie hat in Deutschland eine zu geringe Beachtung gefunden. Es ist auch dem Laien bekannt, daß die Akazie anspruchslos ist, und an Stellen des Bodens gedeiht, an denen weder Gras noch Kräuter wachsen. Sie wächst hier sogar besser, als unreife bescheidensten Bäume. Sie stellt aber große Ansprüche an Licht. Im Hochwald kann sie nur dann erfolgreich angepflanzt werden, wenn man ihrer Krone einen freien Stand sichert. Als Baum wächst sie meist ästig und sperrig. Im Mittelwalde ist sie als Oberholz wegen ihrer lichten Beschattung gut zu gebrauchen, und für den Niederwald ist sie durch die Fähigkeit, sich reichlich durch Wurzelbrut fortzupflanzen und durch die große „Nachwüchsigkeit“ besonders wertvoll. Noch eine Eigenschaft der Akazie macht sie zu einem für sandigen Boden schätzenswerten Baum. Sie gehört nämlich zur Familie der Leguminosen, welche den atmosphärischen Stickstoff mittels ihrer Wurzelbakterien assimilieren, und so den Stickstoffvorrat des Bodens bereichern. Dadurch wird, ähnlich der Wirkung der andren Leguminosen, der Graswuchs befördert, hiermit auch an Wäldungen, Dümmen der Boden gefestigt. In der Ausbildung eines festen, schweren und dichten Holzes steht die Akazie trotz des raschen Wachstums obenan unter sämtlichen Bäumen der gemäßigten Zone und nähert sich dadurch manchen tropischen Hölzern. Das Kernholz ist ausgezeichnet durch Festigkeit, Glasheit, Härte, Widerstandsfähigkeit gegen Fäulnis und ist dem Brennholz nicht unterworfen. Es ist für Speichen, Radfelgen, Hammerstiele sehr geeignet und wird von Maschinbauern, die seine Eigenschaften einmal kennen lernten, geschätzt. Die beste Nuttriebszeit ist fünfzehn Jahre, nach neueren deutschen und ungarischen Beobachtungen wird der Wuchs der Akazie nach zwanzig Jahren viel geringer. Ueber den Anbau der Akazie spricht sich der ungarische Landforstmeister folgendermaßen aus: Die Akazie wurde schon vor vielen Jahrzehnten als eine Holzart erkannt, die für die Aufforstung der zahlreichsten Sandflächen des ungarischen Tieflands von hervorragender Wichtigkeit ist. Besonders in den letzten zwei Decennien gewann sie sehr an Verbreitung und tritt gegenwärtig auf einer Fläche von 70 000 Hektar bestandsbildend auf. Ausgezeichnete Dienste leistet sie im Sand der Ebene und findet auch im Hügeland und den südlichen Hängen des Vorgebirges bei der Aufforstung von Weidland, von Wasserrißen und steilen Wäldungen ausgedehnte Verwendung. Die geringen Bodenansprüche und das trotzdem vorzügliche Wachstum sowie die unverwundliche Wurzelbrut sind Eigenschaften, die neben der Vorzüglichkeit ihres Holzes der Akazie einen so hohen Wert verleihen. —

Humoristisches.

— Auch eine Kritik. Professor der Massischen Philologie: „Ja, sehn Sie, meine Herren, das ist ja eben das Grobartige, daß wir an der lateinischen Sprache ein intriugisches Mittel haben, die Erzeugnisse der sogenannten neuen Litteratur auf ihren Wert hin zu prüfen. Wenn sich nämlich solch ein poetisches Werk in gutes Latein übersehen läßt, so können Sie überzeugt sein, ist es gut; — wenn nicht, so legen Sie es nur getrost beiseite!“ —

— Die Bando kommt! Ein in Klausenburg studierender junger Mann erhielt, wie der „Pester Lloyd“ erzählt, kürzlich von seinem Vater folgendes Telegramm: „Komme heute abend, erwarte mich am Bahnhof mit einer Bando! Dein Vater.“ Der junge Mann dachte hocherfreut, sein Vater müsse einen Haupttreffer oder mindestens ein sehr glänzendes Geschäft gemacht haben, da er sich einen so pompösen Empfang bestellte. Pünktlich erdienen der Sohn in Begleitung einer Eigenen Bando an Perron und als nach Ankunft des Zugs der Vater einem Compö II. Klasse entstieg, eilte der junge Mann auf ihn zu, knapp hinter ihm die Eigenen, die aus Leibeskräften den Mäloci-Marsch fiedelten. Erstaunt blidte der Alte um sich.

„Bist Du verrückt?“ fragte er, „daß Du mit einer Musik-Bando da heraus kommst?“

„Du hast Dir sie ja telegraphisch bestellt,“ entgegnete der Sohn.

„Ich?“

Der junge Mann hielt ihm das Telegramm hin. Der Vater starrte das Papier an und sagte, nachdem er sich von der Ueberredung erholt hatte: „Ist mir gar nicht eingefallen, sondern, weil es plötzlich so kalt geworden und ich wußte, daß wir ein gutes Stück Weges im offenen Wagen zurückgehen müssen, telegraphierte ich Dir: erwarte mich mit einer — Bando!“ (ein Mantel aus Wolle oder Schaffellen). Tableau! —